

**Patricia Foster (Hg.):
Spiegelbilder. Essays über den weiblichen Körper, Rowohlt Taschenbuch, Hamburg
1996.**

Lucy Grealy: Spiegel

Es hat eine lange Zeit gegeben, fast ein Jahr, in der ich in keinen Spiegel gesehen habe. Das war nicht leicht; so wie du nur dann bemerkst, wie oft die Leute im Fernsehen essen, wenn du selbst Diät hältst, hätte ich nie vermutet, wie allgegenwärtig unsere Abbilder sind. Ich begann als Amateurin, mied ausschliesslich Spiegel, aber am Ende des Jahres stellte ich fest, dass ich über professionelles Wissen bezüglich des Spiegelbildes verfügte, über seine zahlreichen Tricks und Listen, und wie es jederzeit unvermutet auftauchen kann: in einer gläsernen Tischplatte, einer blankgeputzten Türklinke, einem verdunkelten Fenster, einer Sonnenbrille, in einer ansonsten prachtvollen Kaffeemaschine aus Messing, die in einem Restaurant in aller Unschuld neben der Kasse steht.

Ich war nicht einfach eines Morgens mit dem Entschluss aufgewacht, mich als Teil eines Privatexperiments nicht mehr anzusehen, wie meine Freundin Sally es einmal vor mir versucht hatte: Sie hatte etwa drei Tage durchgehalten, bis sie letztlich dem Bedürfnis nachgab, sich "zu vergewissern, dass ich noch da war". Nicht in den Spiegel sehen bedeutete für Sally, eine bewusste Entscheidung gegen ein konstantes Verlangen in die Tat umzusetzen, von dem sie nach Ablauf ihrer drei Tage immer noch nicht zu sagen vermochte, ob es reine Gewohnheit oder Instinkt war. Für mich allerdings war der Akt, nicht hinzusehen, voller Heimtücke. Er war nihilistisch, er war eine Revolte, aber zu chaotisch, als dass ich auch nur wissen konnte, ob sie sich gegen die Welt oder gegen mich selbst richtete.

Damals lebte ich allein in Schottland, hielt mich finanziell durch meinen Anspruch auf *dole* über Wasser, der Jargonausdruck für Sozialleistungen in Grossbritannien. Als ich in Aberdeen ankam, kannte ich zunächst keinen Menschen, hatte keine Ahnung, wie ich dort leben würde, und doch war ich hingefahren, weil ich einen plastischen Chirurgen von dort kennengelernt hatte, der gesagt hatte, er könne mir helfen. Vorher hatte ich in London gelebt und als Aushilfe gearbeitet. Davor war ich in Berlin gewesen und hatte vorgegeben, nur nach London zu kommen, um einige Wochen lang Geld zu verdienen, bevor ich wieder nach Deutschland zurückkehrte. Warum ich diese Erfahrung ausgerechnet in London machte, weiss ich nicht, aber in meiner ersten Woche dort kam ich mehr gehässige Bemerkungen über mein Gesicht zu hören als in den vorangegangenen drei Jahren, als ich in Iowa, New York und Deutschland gelebt hatte. Diese Bemerkungen, allesamt von Männern und allesamt abstossender, sexueller Natur, verletzten und verwirrten mich so sehr, dass ich nicht lange überlegte, als mir der freundliche Rat erteilt wurde, einen plastischen Chirurgen aufzusuchen. In den Staaten hatte ich mich bereits mehr als ein Dutzend Mal operieren lassen, doch meine Versicherung lief aus, und ebenso schwand meine Hoffnung, dass eine echte Veränderung erzielt werden konnte. Hier jedoch bot sich ein Chirurg, der über neue Techniken verfügte, hier bot sich eine Regierung, die bereit war, die Rechnung zu begleichen: Ich hatte das Gefühl, dass ich diese weitere Chance, mein Gesicht *reparieren* zu lassen, nicht ausschlagen durfte, was ich in meiner Verwirrung für dasselbe hielt wie mein Ich zu *reparieren*, meine Seele, mein Leben.

Sechzehn Jahre zuvor, als ich neun war und in Amerika lebte, kam ich eines Tages mit Zahnschmerzen von der Schule nach Hause. Mehrere Wochen und Fehldiagnosen später, entfernten Chirurgen den grössten Teil meiner rechten Kieferhälfte, um zu verhindern, dass der Krebs, den sie dort gefunden hatten, sich ausbreitete. Niemand klärte mich richtig über die Operation auf, und ich erwachte eingesponnen in einen Schmerz, konnte mich weder rühren noch sprechen. Schläuche führten in und aus meinem Körper, und da ich nicht fragen konnte, erfand ich mir eigene Erklärungen für ihr Vorhandensein.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich im Krankenhaus einen Riesenspass gehabt. Zunächst einmal befand es sich in der City, einem Ort mit Verkehr und Lärm und Gefahren, und hatte, was am allerbesten war, Aufzüge. Da ich noch nie einen Aufzug betreten hatte, war ich nicht nur hingerissen von der Fahrt selbst, sondern auch von dem Spiel, vor den anderen aufzugfahrenden Kindern, die ohne gross nachzudenken ein- und ausstiegen, übertriebene Lässigkeit vorzuheucheln.

Zweitens war ich von der Schule befreit. Theoretisch gab es im dritten Stock für Kinder, denen es gut genug ging, eine Schule, doch meine Freund Derek und ich fanden schnell heraus, dass die ehrenamtliche Hilfe, die uns jeden Tag nach dem Mittagessen abholen kam, sich vorn ein paar Ächzern zum rechten Zeitpunkt leicht hereinlegen liess, und kaum hatten wir gelernt, füreinander den Stichwortgeber zu spielen, war es kein grosser Akt mehr, sich zu drücken. Wir sorgten dafür, dass die Schwestern dachten, wir wären zur Schule gegangen, was uns die Gelegenheit verschaffte, ein paar Stunden lang die labyrinthartigen Gänge des alten Krankenhauses zu durchstreifen. Eine Lieblingsstelle war der Warteraum der Notaufnahme; dort gab es tolle Zeitschriften, und manchmal konnte man einen blutüberströmten Patienten zur Tür hereinkommen sehen. Derek versuchte mich davon zu überzeugen, dass eine bestimmte Gangkreuzung im Kellergeschoss der ideale Standort war, um Ausschau nach Leichen zu halten, die auf dem Weg in den Kühlraum waren, doch das einzige Mal, als wir zu sehen bekamen, wie eine unter ihrem weissen Leichentuch vorbeigeschoben wurde, waren wir in stiller Übereinkunft einig und entschieden plötzlich, dass es weit mehr Spass machte, Genesungskarten aus dem Geschenkshop zu klauen als in einem kalten Keller herumzulungern. Sobald wir die Karten geklaut hatten, verteilten wir sie wahllos an andere Kinder auf der Station und unterschrieben mit "Grüsse und Küsse, Michael Jackson". Unser Plan war, zuzusehen, wie sie die Karten öffneten, die angeblich von einem berühmten Star kam, aber nicht einer fiel darauf herein; inzwischen waren wir längst als Unruhestifter bekannt.

Es ging auch noch etwas anderes vor, etwas, das ich nicht zu benennen wusste. Die Erwachsenen behandelten mich fast geheimnisvoll. Sie baten mich, bestimmte Dinge zu tun: stillzuliegen, zum Röntgen, nicht wegen der Spritzen zu weinen, Dinge, die, obgleich sie nicht einfach waren, dem Lob, das ich im Gegenzug erhielt, keineswegs angemessen waren. Mir wurde wieder und wieder versichert, welch "ein tapferes Mädchen" ich sei, weil ich nicht weinte, "ein gutes Mädchen", weil ich nicht jammerte, und bald definierte ich mich dementsprechend, setzte Stärke mit Stillschweigen gleich.

Dann begann die Chemotherapie. Anfang der Siebziger war die Chemo noch primitiver als heute, das Grundprinzip war, den Patienten bis dicht an die Schwelle des Todes zu vergiften. Bis zu diesem Punkt weinte ich fast nie, erhielt fast immer irgendein Lob und Zuwendung als Belohnung, machte das, was ich als das bessere Geschäft empfand. Doch jetzt, jetzt war es wie ein Streich, der ausser Kontrolle geraten war. Die Chemotherapie war ein Alptraum, und ich wollte, dass er aufhörte, ich wollte nicht mehr tapfer sein. Und doch hatte ich mich so daran gewöhnt, mich selbst als "tapfer", sprich still zu definieren, dass der Gedanke, dieses Selbstbild aufzugeben, noch schlimmer war, denn bestimmt würde es doch sowohl in den Augen meiner Eltern als auch der Ärzte verachtenswert erscheinen, wenn ich zusammenbrach. Meist fiel die Aufgabe, mich für die Injektionen in die Stadt zu bringen, meiner Mutter zu, obgleich mein Vater mich auch manchmal fahren musste. Erschüttert von dem Anblick, wie ich mich übergab und weinte, machte mein Vater es sich zur Gewohnheit, "den Wagen holen zu gehen", was bedeutete, dass er vor der Injektion selbst die Praxis verliess, unter dem Vorwand, dass dann der Wagen schon bereitstand und er auf mich wartete, wenn alles vorüber war. Voller Scham über mein Leiden war ich

erleichtert, wenn er endlich den Raum verlassen hatte. Wenn meine Mutter mich begleitete, blieb sie, doch das machte die Distanz nur noch fühlbarer, eine fast greifbare Distanz, die aus der Intensität unseres sehnsüchtigen Wunsches erwuchs, anderswo zu sein, egal wo. Sie erklärte, es sei falsch zu weinen, bevor die Nadel eindrang; hinterher war eine andere Sache, aber vorher, das sei reine Ängstlichkeit, und hatte ich nicht unter Beweis gestellt, wie tapfer ich war? Jede Woche, jeden Freitag, oder am "D-Day", wie wir es nannten, zweieinhalb Jahre lang, kletterte ich auf diesen zu grossen Arzttisch und schärfte mir ein, nicht zu weinen, und jede Woche versagte ich. Die Injektionen waren zwei grosse Spritzen mit Chemikalien, die eine so ätzende Wirkung auf die Venen hatten, dass sie jeweils nur sehr langsam verabreicht werden konnten. Die ganze Prozedur nahm etwa vier Minuten in Anspruch; ich musste währenddessen sehr still liegen bleiben. In den ersten fünfzehn Sekunden fing es mit trockenem Würgen an, dann tauchte das Pochen hinter meinen Augen alles in eine gelbgrüne Aura, ich zitterte von dem durchdringenden Schmerz wechselnd extrem heisser und kalter Blitze, und doch musste ich reglos dasitzen, durfte nicht den Arm bewegen. Niemand sprach mit mir, nicht der Arzt, der das Musterbeispiel des eiskalten Mediziners war, nicht die Schwester, die meiner Mutter sagte, ich reagiere weit heftiger als viele der anderen Kinder, und nicht meine Mutter, die, sicherlich erschüttert von dem Anblick ihres leidenden Kindes, es wohl für das beste hielt, mich zu ermahnen, tapfer zu sein und mir Mühe zu geben, nicht zu weinen. Die ganze Zeit hasste ich mich selbst, weil ich geweint hatte, bevor die Nadel eindrang, überzeugt, dass die Schwester und meine Mutter recht hatten, dass ich *übertrieb*, dass das Kotzen psychosomatisch war, dass meine Mutter sauer auf mich war, weil ich nicht gut oder tapfer genug war. Derart in die Kontrolle meiner Gewissensbisse und Scham verstrickt, erschien das Problem des physischen Schmerzes vergleichsweise einfach.

Und doch stellte sich jede Woche, gewöhnlich zwei oder drei Tage nach der Injektion, ein erstes Anzeichen von Genesung ein, die immer wieder vergessene und dankbar wiederentdeckte Einsicht, dass die schlichte Tatsache, mich in meinem Körper wohl zu fühlen, das Schönste war, was ich mir wünschen konnte. Ich dachte, dass andere Menschen diese Anerkennung, diese Wertschätzung und physische Freude die ganze Zeit empfanden und ich fühlte mich betrogen, weil ich es nur einmal in der Woche empfinden durfte.

Wenn du gerade zehn bist, wie ich zu Beginn der Chemotherapie, dann kommen dir zweieinhalb Jahre wie dein ganzes Leben vor, und doch nahm es schliesslich ein Ende. An den letzten Tag der Chemotherapie erinnere ich mich sehr deutlich, aus zweierlei Gründen: einmal, weil es der einzige Tag war, an dem es mir gelang, nicht zu weinen, und weil ich dann später, als ich allein war, bitterlicher weinte als in den Jahren zuvor; ich dachte, dass ich jetzt nicht mehr besonders war, das mich ohne den Kampfplatz der Chemotherapie, auf dem ich mich zu beweisen hatte, niemals mehr jemand lieben würde, dass ich unbemerkt in den Hintergrund treten würde. Dieser Gedanke, nicht anders als die anderen zu sein, hielt nicht sehr lange an. Vorher hatte ich gedacht, dass die Leute mich anstarrten, weil ich kahl war. Ich trug stets eine Mütze, aber davon liess sich niemand täuschen, am wenigsten ich selbst.

Während dieser Zeit arbeitete meine Mutter in einem Pflegeheim einer hasidischen Gemeinde. Der Hasidismus schreibt vor, dass verheiratete Frauen ihr Haar bedecken, und am häufigsten wird dies mittels einer Perücke gemacht. Die Freundinnen meiner Mutter waren nur zu gern bereit, ihre abgelegten Perücken zu spenden, und bald war das Haus voller Perücken. Ich trug keine davon, sie machten mir selbst dann noch angst, als meine Mutter beteuerte, ich sähe mit einer der wenigen, die richtig passten, viel besser aus, doch wir wussten nicht, wie wir zu den Frauen, die immer wieder so liebenswürdig ihre Perücken anboten, nein sagen sollten. Die Katzen schliefen gern darauf, die Hunde spielten damit und wir gewöhnten uns allmählich daran, erst eine Perücke

vom Stuhl nehmen zu müssen, wenn wir uns hinsetzen wollten. Es kam uns nie komisch vor, bis eines Tages ein Besucher eine ironische Bemerkung machte, als er einen Stuhl für sich freiräumte, und plötzlich überwältigte mich tiefe Scham. Ich hatte Alpträume mit Perücken, spürte, dass ich rot wurde, wenn auch nur das Wort fiel, und eines Nachts erlöste ich mich selbst von meinen Qualen, indem ich aufstand, als schon alle schliefen, und sämtliche Perücken einsammelte, bis auf eine, an der den Hunden lag und die ihnen eventuell fehlen würde; ausserdem war sie derart zerkaut, dass sie längst nicht mehr wie eine Perücke aussah. Die übrigen versteckte ich in einer alten Truhe, wo sie fast ein Jahr unentdeckt blieben.

Aber mein Haar wuchs schliesslich nach, und es dauerte nicht lange, bis ich begriff, dass ich aus anderen Gründen anders aussah. Die Leute starrten mich in Geschäften an, andere Kinder machten sich fortwährend lustig über mich, so dass ich es schliesslich gar nicht mehr anders erwartete, ganz gleich, wo ich hinging. Die Schule wurde zu einem Schlachtfeld, und jeden Tag kam ich völlig erschöpft nach Hause von der Anstrengung, meinen Körper so steif und hart zu machen, dass, wie ich glaubte, alles davon abprallen würde.

Ich lebte in einer Extremsituation, und weil mir an der Welt, in der ich mich bewegte, nicht besonders viel lag, erfand ich mir eine andere, und weil die Welt, in der ich eigentlich lebte, gefährlich war, baute ich diese Gefahr in mein geheimes Leben ein. Ich sah mir Filme über Indianer an und beneidete sie, stellte mir vor, ich sei einer. Wenn ich über die Strasse ging, dann ging ich durch den Wald, mein Körper war stets eingestellt auf Gegenwehr oder Flucht, falls eine der grossen Katzen auftauchte, die, so wusste ich, das Gebiet durchstreiften. Auch Vietnam und Kambodscha gehörten zu den Orten, die ich häufig durchwanderte, sogar täglich, wenn ich mir den Weg durch den Schulkorridor bahnte, in dem Wissen, dass sich jederzeit eine Landmine oder ein Heckenschütze durch das feine, weiche metallische Klicken verraten konnte, über das ich in den Büchern gelesen hatte, die ich mir aus der Bücherei lieg. Verglichen mit einer Landmine, wirkte eine blosser Beleidigung wegen meines Gesichts geradezu frivol.

In der Anfangszeit, als ich noch die Chemo machte, lebte ich an schlimmeren Orten als Kambodscha. Da ich wusste, dass es irgendwie ungehörig war, las ich nur im geheimen Primo Levi, Eli Wiesel, jedes Buch von einem Überlebenden, das ich finden konnte, ohne die Bibliothekarin danach fragen zu müssen. Auschwitz, Birkenau: Ich spürte die sinnlosen Schläge der Kapos, und mir war bewusst, dass uns jederzeit auferlegt werden konnte, eine Woche lang von einem Laib Brot und Wasser zu leben, das Suppe genannt wurde. Daher war das Sandwich mit Erdnussbutter, das ich auf meinem Teller vorfand, ein Wunder, ein schiereres, vollkommenes Wunder, über das ich buchstäblich vor Freude weinen konnte.

Ich beschloss, ein tiefsinniger Mensch zu werden. Ich wusste nicht recht, was dazu erforderlich war, aber ich war überzeugt, dass mein Leiden ein Ende haben würde, wenn ich nur die richtige Philosophie fand, die richtigen Gedanken dachte. Um die Welt verstehen zu können, in der ich mich bewegte, begann ich herauszufinden, was *real* war, und gelangte schnell zu dem Schluss, dass Realität lediglich der kleinste gemeinsame Nenner war und Leiden das einzig Verlässliche. Doch anstatt restlos zu verzweifeln, obschon ich auch das ausgiebig tat, entwickelte ich eine Form trotziger Egomane: Ich hatte das Gefühl, dass ich als einziger Mensch auf dieser Erde verstand, was wirklich wichtig war. Ich sah die Leute, die sich über die banalsten Dinge beklagten - nichts im Fernsehen, Verkehrsstaus, der Preis neuer Kleider -, und empfand sowohl Freude, weil ich wusste, wie unwichtig diese Dinge im Grunde waren, als auch intolerante Überheblichkeit, weil andere es nicht wussten.

Da ich ein Phantasieleben führte, in dem ich für jede kalte Nacht dankbar sein musste, die ich auf den engen Holzpritschen ohne Decke überstand, war die Chemotherapie - die Übelkeit, die

Schmerzen und die tiefe Verzweiflung, die sie mit sich brachte - im Vergleich dazu ein Klacks, ein Picknick. Mir war oft elend, doch ich wusste, dass es eine ganz besondere Freude war, es warm anstatt kalt zu haben, dass es ein immer neuer Gnadenerweis eines nur verschwommen definierten Gottes war, essen zu können, und dass es ein seltenes, flüchtiges Wunder war, einfach nur zu leben. Es war, als erlebte ich zehnmal am Tag den Sündenfall nach: Mir wurden diese Augenblicke der Gnade und Einsicht geschenkt, nur damit ich danach unweigerlich in plumpen Narzissmus abglitt.

Als ich älter wurde, ein Teenager war, fühlte ich mich allmählich sehr isoliert. Meine nicht-eineiige Zwillingschwester fing an, mit Jungs wegzugehen, und ich begann - mein tragischster Fehler überhaupt -, auf die spöttischen Bemerkungen zu hören und sie ernst zu nehmen, mit denen mich genau die Jungs, an denen sie und die anderen Mädchen interessiert waren, tagtäglich bombardierten. Ich war eine Vogelscheuche, ein Ungeheuer, das hässlichste Mädchen, das sie je gesehen hatten. Die übelste Bemerkung von allen galt nicht einmal mir, sondern sollte eigentlich Jerry beleidigen, einen Jungen, den ich nie sah, weil ich mich - jeden Tag zwischen der vierten und fünften Stunde -, wenn ich von dieser speziellen Clique gestellt wurde zu sehr schämte, den Blick vom Fussboden zu heben. "Hey, guckt mal, da ist Jerrys Freundin", brüllten sie, als sie mich sahen, und ich war zutiefst beschämt, weil ich wusste, dass es die schlimmste Beleidigung war, die sie sich für Jerry ausdenken konnten.

Ich entwickelte Interesse an Pferden und fand einen Job in einem heruntergekommenen Reitstall am Ort. Die Pferde zu haben, jeden Tag nach der Schule zu ihnen gehen zu können, rettete mir das Leben; ich verbrachte all meine Zeit entweder mit ihnen oder in Gedanken an sie. Um weiterhin objektiv denken, mich vom Subjektiven fernhalten zu können, wurde ich eine leidenschaftliche Leserin und eine leidenschaftliche Fernsehkonsumentin. Ich redete mir ein, dass ich klüger war als alle anderen, dass nur ich wusste, was zählte, was wichtig war, aber zu der Zeit, als ich sechzehn wurde, traf das nicht zu, bei weitem nicht. Ganz und gar im Bann der Verdrängung, war ich überzeugt, dass ich nie einen Freund haben wollte, niemals, und kam es mir da nicht entgegen, war es nicht ein Segen, dachte ich sogar, dass auch mich nie jemand würde haben wollen? Ich sagte mir, dass ich mich auf diese Weise ungehindert auf das wahre Leben konzentrieren konnte, was immer das auch war. Meine Schwester und ihre Freundinnen legten blauen Lidschatten auf, fönten sich die Haare und gingen aus, um endlose Stunden in der örtlichen Einkaufspassage zuzubringen, und ich belächelte sie deswegen, denn ich wusste, dass sie sich dazu verleiten liessen, die reinen Oberflächlichkeiten des Lebens zu wichtig zu nehmen. Ich hatte schon so gedacht, als ich noch jünger war, aber jetzt war es doch anders, meine Philosophie wurde von Sehnsüchten heimgesucht, die mir solche Angst machten, dass ich mir nicht einmal ihre Existenz eingestehen konnte.

Erst als ich auf dem College war, liess ich den Gedanken zu, dass es vielleicht, nur vielleicht schön wäre, einen Freund zu haben. Als Persönlichkeit war ich, wie man so sagt, an der Uni aufgeblüht. Ich besuchte ein kleines, liberales, überwiegend weibliches College und entdeckte plötzlich, nach Jahren der Einsamkeit an der High School, dass es Menschen gab, mit denen ich mich gern unterhielt, Menschen, die mich für intelligent und begabt hielten. Dennoch ging ich nach wie vor von der Voraussetzung aus, dass sich niemals jemand physisch von mir angezogen fühlen würde, und das formte meine Persönlichkeit auf kuriose Weise. Ich wurde direkt, offen und sicher, wie nur die wahrhaft selbstbewussten Menschen es sein können, die nicht damit rechnen, dass man sie zurückweist, und Menschen wie ich, die nicht einmal zu fragen wagen und darum auch nicht mit Zurückweisung rechnen. Ich hatte mich selbst als Person kennen gelernt, doch erst nach

dem College war ich wirklich physisch in der Lage, in ein- und demselben Satz meinen Namen und das Wort Frau zu sagen.

Während all dieser Zeit unterzog ich mich rekonstruktiven plastischen Operationen, mit denen versucht wurde, meinen Kiefer wieder aufzubauen. Es fing an, als ich fünfzehn war, mehrere Jahre nach dem Ende der Chemotherapie. Ich hatte seit Jahren gewusst, dass mir Operationen zur Gesichtskorrektur bevorstanden, und nachts phantasierte ich manchmal, wie schön mein Leben dann endlich wäre. Eines Tages erhielt ich einen Hinweis darauf, dass es vielleicht doch nicht so einfach werden würde. Mit vierzehn ging ich zum erstenmal zu einem älteren plastischen Chirurgen, der mir das Stielverfahren erklärte und mir sagte, es werde zehn Jahre dauern, mein Gesicht zu korrigieren. Zehn Jahre? Wozu der ganze Aufwand? dachte ich. Dann bin ich uralt. Ich ging in die Bücherei und schlug das Stielverfahren nach, von dem er gesprochen hatte. Da waren grausige Bilder von Leuten, denen groteske Röhren aus Eigenhaut aus dem Körper wuchsen, Hautröhren, die wie Feldfrüchte eingebracht und dann auf verschiedene Art und Weise übertragen wurden, mit Ergebnissen, die in meinen Augen nicht im mindesten normal oder akzeptabel aussahen. Aber dann lernte ich einen jüngeren Chirurgen kennen, einen Mann, der an einer neuen Methode der Transplantation arbeitete, für die man keinen Stiel brauchte, und ich schöpfte neue Hoffnung und fing an, auf meine Gesichtskorrektur zu warten, auf den Tag, an dem ich vollständig, zufrieden, geliebt sein würde.

Plastische Langzeitchirurgie ist mitnichten wie im Film. Es gibt keine einzelne Operation, durch die sich alles verändert, und schon gar nicht wird hinterher langsam der Verbandsmüll abgewickelt, um das Endprodukt in Augenschein zu nehmen. Es entstehen immer Schwellungen, manchmal von grotesker Form, oft Blutergüsse, und es bleiben immer Narben. Nach jeder Operation hatte ich zu grosse Angst, gleich in den Spiegel zu sehen, und ich entwickelte eine komplizierte Methode, die aus mehreren Etappen bestand. Zunächst versuchte ich, mein Spiegelbild in einer Deckenlampe zu sehen: Das gerundete Metall verzerrte mein Gesicht gerade genug, um die Details zu verwischen und Grösse oder Proportionen nicht richtig wiederzugeben. Dann arbeitete ich mich langsam dazu vor, auf das Spiegelbild in der Brille eines anderen zu sehen, und anschliessend ging ich dazu über, so flott wie möglich an einem Spiegel vorbeizumarschieren und nur einen flüchtigen Blick hineinzuworfen. Das wiederholte ich so oft, wie es nötig war, ging jedes Mal ein klein wenig langsamer an dem Spiegel vorbei, bis ich schliesslich imstande war, stehenzubleiben und mich mit mir zu konfrontieren.

Meistens werden bei rekonstruktiven plastischen Operationen grosse Stücke Muskeln, Haut und Knochen genommen und an die grob geschätzt passende Stelle geklatscht, um dann langsam das Schlamassel in eine gewisse Form zurechtzuschneiden. Dazu gehören lange, grössere und zahllose kleinere Operationen, starke Schmerzen und viele, viele Jahre. Und ausserdem klappt es nicht immer. Mein junger Chirurg in New York, der mit jedem verstreichenden Jahr weniger jung war, nahm zwei oder drei Subkutangewebsverpflanzungen, zwei Hautverpflanzungen, eine Knochenverpflanzung und zig weitere Operationen zur *Revision* meines Gesichts vor, doch als ich mit fünfundzwanzig Jahren das College abschloss, war ich mehr oder minder an demselben Punkt wie zu Beginn: ein tiefes Loch in meiner rechten Gesichtshälfte und eine rapide schrumpfende linke Seite, einschliesslich des Kinns, ein Ergebnis der Bestrahlungen, die ich als Kind bekommen hatte, und der Belastung, der sie bei den anderen Operationen ausgesetzt gewesen war. Ich war gefangen in dem Kreislauf erst einer Grossoperation, die mich wegen der Schwellungen über viele Monate hinweg zwangsläufig wie ein onster aussehen liess, dann der nachfolgenden Revisionsoperationen, durch die sich mein Aussehen enorm verbesserte, um dann allmählich, über einen Zeitraum von einigen Monate³ⁿ oder einem Jahr, mitansehen zu müssen, wie das

Transplantat wieder von meinem Körper absorbiert wurde, langsam schrumpfte und mir nichts weiter blieb als die vernarbte Spenderstelle, von der das Transplantat stammte.

Ich hatte kaum oder überhaupt keinen Begriff davon, wie ich auf andere Menschen wirkte. In meiner Kindheit war mein Lieblingsfeiertag Halloween, weil ich eine Maske aufsetzen und mich für einige kurze, schöne Stunden unter die Glücklichen mischen konnte. Ich empfand ein starkes Gefühl der Freiheit, wenn ich mit verhülltem Gesicht durch die Strassen ging: Durch die unregelmässigen ovalen Löcher konnte ich in andere Gesichter spähen, ob maskiert, ob angemalt oder nicht, und in diesen Gesichtern nichts anderes entdecken als die normalen Gesichter der Kindheit, die mich ebenfalls ansahen, Gesichter, von denen ich irrümlicherweise annahm, dass alle ausser mir sie tagtäglich zu sehen bekamen, Gesichter, die bloss neugierig und zu Spässen aufgelegt waren, nicht die Gesichter, auf die ich gewöhnlich gefasst war, die grausamen, einsamen, boshaften Gesichter, die ich an jedem anderen Tag als Halloween aus lauter Angst jeden Augenblick um die nächste Ecke kommen sah. Wenn ich die kondensierte Plastikluft einatmete, hatte ich den Eindruck, dass ich Normalität einatmete, dass die Welt aus dieser Freude und Schwerelosigkeit bestand und dass nur mein Gesicht mich davon ausschloss, mein Gesicht, das meine eigene Maske war, meine höchstpersönliche greifbare Barriere, die mich davon ausschloss, das wahre Wesen der Freude zu kennen, mit der alle ausser mir, so war ich überzeugt, auf vertrautem Fuss standen. Wie konnten sie es nicht wissen? Nicht wissen, dass die Befreiung von der Angst vor spöttischen Bemerkungen, von der Bürde zu wissen, dass dich niemals jemand lieben würde, alles war, was du dir nur wünschen konntest? Ich war ein armer Schlucker, der für kurze Zeit in die Kleider des Prinzen schlüpfte, und wenn der Tag zu Ende war, legte ich meine Verkleidung mit grösstem Bedauern ab.

Ich lernte auch den Winter lieben, wenn ich meine untere Gesichtshälfte in einen Schal einwickeln konnte. Ich konnte mit Leuten sprechen, und sie hatten keine Ahnung, mit wem und was sie da eigentlich sprachen. Ich entwickelte die schlechte Angewohnheit, mir meine langen Haare ins Gesicht hängen zu lassen und stets Kinn und Mund mit der Hand zu bedecken, in der Hoffnung, man würde es als eine zufällige, nachdenkliche Geste auslegen. Mein einziges Zugeständnis in dieser Hinsicht machte ich auf dem College, als ich mir das Haar kurzschneiden liess, sehr kurz, in dem Versuch, mit dem Versteckspiel aufzuhören. Ebenso war es ein Versuch, obgleich ich es damals nicht so sah, mich zu entsexualisieren. Ich hatte lange blonde Haare, und ich hatte auch eine schlanke Figur. Manchmal, aus einiger Entfernung, sahen die Männer die schlanke Blonde und piffen, was ich mehr fürchtete als alles andere, weil ich wusste, dass sich ihr Benehmen unweigerlich änderte, wenn sie näher kamen; sie starrten mich offen an oder, noch schlimmer, wandten sich rasch ab, und indem ich mir das Haar abschneiden liess, so dachte ich, könnte ich jede falsche Vorstellung, die sich jemand, wie flüchtig auch immer, bezüglich meiner Attraktivität machen konnte, im Keim ersticken.

Auf dem College wiederholten meine geduldigen Freunde mir endlos, dass das alles überwiegend in meinem Kopf stattfand, dass ich, zugegebenermassen, nicht so aussah wie alle anderen, aber das hiesse nicht, dass ich schlecht aussah. Ich weiss jetzt, dass sie teilweise recht hatten. Doch aufgrund der ständigen Operationen war ich in einem fortwährenden Zustand der Umgestaltung. Selten hatte ich mehr als sechs Monate hintereinander dasselbe Aussehen. In der Scham über mein Gesicht vermochte ich mir nicht einmal einzugestehen, dass mir dieser ständige Wechsel zu schaffen machte; ich liess jeden, der danach fragte, wissen, dass nur das Innere zählte, das ich mich an die Operationen *gewöhnt* hatte, dass mich das alles überhaupt nicht störte. Genau wie als Kind tat ich so, als sei alles in bester Ordnung, und das wurde von anderen laufend als Tapferkeit missverstanden. Ich verbrachte viel Zeit damit, unbeobachtet in den Spiegel zu

schauen, hielt meinen Kopf so, dass meine Augen und Nase zur Geltung kamen, die nicht nur völlig normal, sondern ganz hübsch waren, wie mir meine noch-geduldigen Freunde oft beteuerten. Aber ich brachte es nicht fertig, sie länger als einen flüchtigen Augenblick anzusehen. Ich schaute in den Spiegel und sah nicht meine normale obere Gesichtshälfte, sondern nur die entstellte untere. Ich wurde nach wie vor von Leuten gequält. Nicht tagtäglich, nicht wie zu der Zeit, als ich jünger war, doch auf eine Art, die mir mehr Kummer bereitete denn je. Kinder starrten mich an, und ich gewöhnte mir an, die Strasse zu überqueren, um ihren aus dem weg zu gehen; das störte mich, aber nicht so sehr wie die Beleidigungen, die ich von Männern zu hören bekam. Man warf sie mir nicht an den Kopf, weil ich entstellt war, man warf sie mir an den Kopf, weil ich eine entstellte Frau war.

Sie kamen von Jungen, manchmal von Männern, und fast immer von Gruppen. Ich bin nur zwei- oder dreimal im Leben von einer Einzelperson gequält worden, und mir fällt nur ein einziges Beispiel ein, dass ich von einer Frau gequält wurde. Wäre ich ein Mann gewesen, hätte ich dann auch über die Strasse gehen müssen, verfolgt von einem Grüppchen junger Frauen, die mich in meiner sexuellen Würde verletzten?

Es war wohl keine Überraschung, dass ich Sex als meine Rettung ansah. Ich war überzeugt, wenn ich nur jemanden dazu bringen könnte, mit mir zu schlafen, dann würde das bedeuten, dass ich nicht hässlich war, dass ich ein anziehender Mensch war, ein liebenswerter Mensch. Es ist unschwer zu erraten, wohin diese Logik führte, nämlich in die Betten einiger manipulierbarer Männer, die für sich selbst noch weniger übrig hatten als für mich, und ich wiederum empfand nach jeder kurzen Affäre Hass auf mich, aus der obszönen Gewissheit heraus, dass es geklappt hätte, er mich geliebt hätte, wenn ich nur hübscher wäre, dass es dann wie bei den anderen Liebesbeziehungen gewesen wäre, die *normale* Frauen, da war ich überzeugt, dauernd hatten. Allmählich konnte ich nicht mehr sagen: "Ich bin deprimiert", sondern nur noch: "Ich bin hässlich", weil die beiden Dinge in meinem Denken untrennbar miteinander verbunden waren. Im Banne der allgemein verbreiteten traurigen Lüge *wenn ich nur*, deren Opfer wir alles sind, war ich sicher, dass ich glücklich wäre, wenn ich nur ein normales Gesicht hätte.

Was unser Verstand weiss, ist das eine, was unsere Herzen wissen, eine ganz andere Sache, und als ich diesen neuen Chirurgen aus Schottland kennenlernte, erklärte ich meinen Freunden zuhause lässig: "Warum denn nicht, es kostet doch nichts." Ich konnte nicht zugeben, dass ich wieder von neuem an die Reparierbarkeit des Lebens glaubte.

Ursprünglich war geplant, dass ich einen sogenannten Gewerbeexpander bekommen würde, gefolgt von einer Knochenverpflanzung. Ein Gewebeexpander ist ein kleiner Ballon, der unter der Haut platziert und dann im Verlauf mehrerer Monate langsam aufgeblasen wird, mit dem Ziel, die Haut zu dehnen und Platz sowie eine Hülle für den neuen Knochen zu schaffen. Es ist ein bizarrer Alptraum, was du da deinem Gesicht antust, doch ich war voller Hoffnung bezüglich des Endresultats, und ausserdem durfte ich die drei Monate, die die Dehnung in Anspruch nahm, im Krankenhaus verbringen. In Krankenhäusern habe ich mich immer geborgen gefühlt: Sie sind der einzige Ort, an dem ich mich gerechtfertigt fühle, meiner sicher bin, von der Notwendigkeit befreit, mein Aussehen zu erklären. Aus diesem Grund war der erste Gewebeexpander leidlich erträglich, und die anschliessende Knochenverpflanzung verlief erfolgreich, sie schrumpfte nicht wie die früheren.

Allerdings führte die Belastung, der mein ursprünglich intakter Kieferteil durch die Operation ausgesetzt war, zum schleichenden Verfall des Knochens, und es stellte sich heraus, dass die Operation, die gerade an der rechten Seite vorgenommen worden war, auch an der linken nötig wurde. Ich weiss noch, wie mein Chirurg mir das in einer Poliklinik mitteilte. Ich hatte vor, am

selben Abend mit einem Nachtzug nach London zu fahren, in dem Zustand der Verwirrung und Verzweiflung in den mich diese Nachricht stürzte, schaffte ich es nur gerade eben noch rechtzeitig zum Bahnhof. Ich konnte mir nicht vorstellen, das alles noch einmal durchzumachen, und wie ich es mein Leben lang getan hatte, suchte ich angestrengt nach einem verstandesmäßigen Weg, es zu akzeptieren, erträglich zu finden, nach einem Weg, es tun zu können. Ich lag die ganze Nacht wach in diesem Zug, spürte die Gleise schnell und seltsam erotisch unter mir dahingleiten, während ich mich an einen Nachmittag meines dreimonatigen Aufenthalts im Krankenhaus erinnerte. Die Langeweile war ein grosses Problem gewesen an jenen langen Nachmittagen, die einzigen Unterbrechungen und Orientierungspunkte des Tages waren die Mahlzeiten und das Fernsehprogramm. Als ich auf den Nachmittagstee wartete und verzweifelt überlegte, wie ich die Zeit zur Eile antreiben konnte, wurde mir plötzlich klar, dass ich die Zeit gar nicht anzutreiben brauchte, dass sie von selbst verging, dass ich mich nur zu entspannen, nichts zu unternehmen brauchte. Ich lag im Zug, dachte daran zurück, und mir ging auf, dass ich nicht verpflichtet war, meine Lage gutzuheissen, dass ich sie nicht zu erklären, zu verstehen brauchte.

Nicht vollständig!!!!